

Bezugspreise: Liechtenstein und die Schweiz jährlich Fr. 10.—; halbj. Fr. 5.—; viertelj. Fr. 2.50; Ausland (ausgenommen Brit. Reich und USA) Bestellungen und Auskunft bei den Postämtern. Unter Streifenband (mit Privatanschrift) jährl. Fr. 13.—; halbj. Fr. 6.50; viertelj. Fr. 3.50. Einzelnummer in Vaduz Fr. —.15; mit Postzustellung Fr. —.20.

Anzeigenpreise: Einspaltige Colonelzeile: Liechtenstein 10 Rp.; Rheintal (Trübbach bis Sennwald), sowie Feldkirch 15 Rp.; übrige Schweiz 18 Rp.; Länder außer der Zollunion 20 Rp.; Anzeigen im Textteil: Liechtenstein 20 Rp.; Schweiz und übrige Länder 35 Rp.



LIECHTENSTEINER VATERLAND

ORGAN FÜR AMTLICHE KUNDMACHUNGEN

Geschäftsstellen: Schriftleitung in Friesen und Verwaltung in Vaduz (Liechtenstein). Postscheckkonto: „Liechtensteiner Vaterland, Vaduz“, St. Gallen IX 5473. Druckerei: J. Kuhn's Erben, Buchs (Fernsprecher Buchs 88.474). Alleinige Inseratenannahme für Schweiz und Ausland: „Publicitas“ A. G., St. Gallen und andere Filialen.

Wirtschaftsbeziehungen zum Auslande.

Das „Liechtensteiner Volksblatt“ vom 3. September wußte von der Anbahnung wirtschaftlicher Verhandlungen mit der Schweiz zwecks engerer Zusammenarbeit zwischen Liechtenstein und der Schweiz zu berichten, die demnächst aufgenommen werden sollen. Auf die Gestaltung eines engeren wirtschaftlichen Anschlusses und auf die bessere Pflege der wirtschaftlichen Beziehungen zu unserm Zollvertragspartner hat unsere Richtung seit Jahren hingewiesen und die Ergreifung der Initiative von seiten Liechtensteins aus gefordert. Wenn auch unser Staat als der kleinere und schwächere Vertragspartner das Recht der nicht ohne weiteres fordern kann, so blieb ihm seit jeher das Recht gewährt, bei der Schweiz anzuklopfen und zu bitten. Und es hat sich in den 15 Jahren des Bestehens des Zollvertrages gezeigt, daß die Schweiz uns immer ein größtmöglichstes Entgegenkommen zeigte. Durch Jahre hindurch wurde der Abbau der liechtensteinischen Befandtschaft in Bern als ein schwerer Fehler unserer Außenpolitik bezeichnet. Insbesondere war es die Arbeiterchaft, die an der Befandtschaft in Bern eine Stütze fühlte, zu der sie voll Vertrauen aufnahm. Man hat immer entgegengehalten, der Unterhalt einer Befandtschaft wäre zu kostspielig für unsere Verhältnisse, sie würde sich nicht rentieren usw. Es möge heute dahingestellt bleiben, zahlenmäßig die Rendite einer Befandtschaft zu untersuchen. Aber es ist eine in aller Welt geltende Tatsache, daß sich Verhandlungen mit einem Staate eben am allerbesten über den Weg einer ständigen Vertretung führen lassen. Und wenn Liechtenstein heute mit einem ausländischen Staate irgend eine Angelegenheit von größerer Bedeutung zu regeln hat, so geht es den einzig normalen Weg, den Weg über die schweizerischen Befandtschaften oder Konsulate, die ihm den Weg zu einem Erfolge ebnen.

Aus oben angezeigter Notiz ist nicht voll ersichtlich, nach welcher Richtung die Wirtschaftsbeziehungen geführt werden. Ein besonderes Interesse sollen die Gewerbetreibenden und die Spartafta bekunden. In Anbetracht der Schwierigkeiten, die Liechtenstein in jüngster Zeit betreffs der Zulassung zur schweizerischen Landesausstellung gemacht wurden, ist es begreiflich, daß gerade von seiten der Gewerbetreibenden eine engere Gestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen mit der Schweiz gefordert werden, daß Liechtensteins Gewerbe das Recht zugestanden werde, im schweizerischen Wirtschaftskörper voll und ganz aufgehen zu dürfen. Für uns würde es eine große Erleichterung, einen großen Vorteil bedeuten, für die Schweiz aber sicherlich keine große Belastung, wenn man bedenkt, wie klein der Gewerbebestand, wie minim

die Industrie unseres Landes im Verhältnis zu jener der Schweiz ist. Von der rechtlichen Seite betrachtet, wird Liechtenstein ja gänzlich unter die schweizerischen Gesetzesbestimmungen, was den größten Teil des Gewerbes und die Industrie anbetrifft, gestellt. Die Liechtensteiner Firmen stehen ohne weiteres unter den schweizerischen Handelsverträgen, haben die Kontingentierungen zu tragen, die für manchen Geschäftszweig sehr empfindlich belastend wirken, stoßen aber auf große Schwierigkeiten, wenn sie sich die Vorteile schweizerischer Einrichtungen aneignen wollen, wie etwa die Beteiligung an der Ausstellung und die Führung des schweizerischen Armbrustzeichens als Ursprungszeichen der Waren. Die Liechtensteiner Firmen und Gewerbetreibenden verlangen deshalb mit vollem Recht, daß ihnen auch die Vorteile, wie sie der schweizerische Geschäftsmann hat, zugestanden werden, wenn sie schon alle gesetzlichen Lasten, alle durch die schweizerischen Handelsverträge eingegangenen Verpflichtungen (Kontingentierungen) tragen müssen. Das könnte schweizerischerseits ohne empfindlichen Schaden für ihre Interessen zugestanden werden, würde aber unserm Gewerbe und unserer Industrie beachtenswerte Erleichterungen so insbesondere für die Absatzmöglichkeiten bieten und schaffen.

Bereits haben sich verschiedene Interessenten aus Liechtenstein um eine Angleichung bzw. Gleichberechtigung für die dem schweizerischen Geschäftsmann zustehenden Vorteile bemüht. Es erweist sich aber immer mehr und mehr, daß einzelne Interessenten nichts von dauerndem Erfolge zu unternehmen vermögen, jeder einzelne die Kosten auf sich nehmen müßte, die Verhandlungen zu führen. Von seiten der Gewerbetreibenden wird deshalb schon lange die Anregung gemacht, eine gut geführte Wirtschaftskammer oder Handelskammer einzurichten, sie mit einer geeigneten Persönlichkeit zu besetzen, die imstande ist, die Wirtschaftsbeziehungen mit dem Zollpartner hängt die Existenz manchen Industrieunternehmens in unserm Lande ab, das einfach nicht in der Lage ist, geeignetermaßen sich zu etablieren, solange es sich sagen muß, Liechtenstein ist nicht zur Gänze im Wirtschaftskörper des Zollpartners eingegliedert, es besitzt nicht die Vorteile, die den schweizerischen Unternehmen zustehen.

Grundsteinlegung zur neuen St. Josefskirche in Triesenberg.

Die Weihe des Grundsteins zu einem Gotteshaus ist für die Pfarrkinder ein Ereignis. Ein herrlicher Tag war der Festtag Maria Ge-

burt. Aus diesem Grunde ließen es sich zahlreiche Talbewohner nicht nehmen, an den Berg hinauf zu kommen, der Grundsteinweihe beizuwohnen. Im Laufe des Vormittags war der Hochw. Bischof Dr. Laurentius Matthias erschienen und hielt beim Feldgottesdienst um halb 10 Uhr die Ansprache an die versammelte Gemeinde. In der Ansprache führte er insbesondere aus, daß die Grundsteinlegung zu einer neuen Kirche ein Ereignis sei, das würdig sei, festgehalten zu werden, und es 100 bis 200 Jahre in einer Gemeinde dauern könne, wieder etwas ähnliches zu erleben. Nachmittags halb zwei Uhr leitete die Musik durch ihr Spiel innerhalb der Mauern des neuen Gotteshauses die feierliche Handlung ein. Anschließend daran wurde der Hochw. Bischof in Begleitung der zahlreich aus den Talgemeinden erschienenen Geistlichkeit vom Pfarrhofs abgeholt und zur neuen Kirche geleitet. Auch Seine Durchlaucht unser Landesfürst Franz Josef II. war zur Freude der Triesenberger erschienen. In der neuen Kirche angekommen, hielt der Hochw. Bischof die Ansprache an das Volk, der wir sinngemäß Nachstehendes entnahmen:

Euer Durchlaucht!
Hochwürdige Mitbrüder!
Liebe versammelte Zuhörer!

Wir sind hier versammelt zur Grundsteinlegung der neuen Kirche. Wir wollen eine neue Kirche bauen und können uns bei diesem Anlasse die Frage stellen: Warum bauen wir denn eine neue Kirche? Heute dürfen wir diese Frage umso eher stellen, da an so vielen Orten Kirchen nicht gebaut, sondern abgerissen werden. Oder man findet, Kirchen seien nicht notwendig, sie gebären nicht mehr zur Lebensnotwendigkeit. Warum bauen wir denn eine neue Kirche? Warum freuen wir uns? Warum ist der heutige Tag ein Freudentag für Triesenberg, für uns alle? Wir freuen uns, daß eine neue Kirche entstand u. ich möchte allen danken, die diesen Kirchenbau ermöglicht haben und ich danke auch jenen, die heute zum Feste beigetragen haben. Der Herrgott selbst scheint uns gnädig zu sein, daß er uns einen so schönen Tag beschert hat. Warum bauen wir Kirchen? Warum sagen wir vielfach, die Kirche ist das notwendigste Gebäude in einem Dorf? Die Antwort darauf gibt uns die Liturgie der Kirche selbst: Die Kirche ist ein Haus Gottes und die Pforte des Himmels. Zuerst ein Haus Gottes. Gott soll darin wohnen. Wir sagen das nicht nur bildlich. Wir sagen, es gibt noch Orte auf dieser Erde, wo der Heiland besonders unter uns wohnen will. Er war einmal unter uns Menschen im heiligen Land, er hat dort gelitten und ist dort gestorben. Er hat ein Mittel erfunden, um an tausend Orten stets unter uns zu sein. Es ist die Kirche, wo er stets gegenwärtig ist mit Fleisch und Blut unter den Gestalten von Brot und Wein. Und so denken wir uns,

wir bauen ihm ein Haus, ein Haus für Gott den Herrn. Für uns hat dieser Kirchenbau doch gewiß eine Bedeutung, für unsere Zeiten und für immer. Es ist stets üblich gewesen im Laufe der Zeiten, daß man Kirchen gebaut hat. Schon in Jerusalem hatten sie einen Saal. Es hat auch Zeiten gegeben, wo man auf der Oberfläche der Erde keine Kirchen bauen durfte. Es waren damals Verfolgungen gerade wie heute auch an einzelnen Orten. Da haben die Christen in den Katakomben Kirchen gebaut, aber sie haben die Kirche nicht abgegeben. Dort unter der Erde haben sie sich versammelt, von dort haben sie sich Kraft geholt, treu zu sein und waren froh bei dem Gedanken, Christus ist unter uns. Das ist der Gedanke, ist es auch in spätern Zeiten geblieben. Gewaltige Kirchen, Dome, hat man gebaut, es war alles der gleiche Gedanke: Wir wollen eine Kirche, wir wollen den Heiland in unserer Mitte haben. Und was haben zum Beispiel die Missionäre getan und tun es heute noch? Immer finden wir, sie haben eine Kapelle gebaut, wenn auch nur aus Holz. Doch war es eine Kirche, ein Haus Gottes. Das erste ist auch heute noch bei den Missionären, ein Gotteshaus zu bauen, wenn oft auch nur klein und armelig. Diesen Gedanken habt ihr zur Ausführung gebracht. Ihr habt euch gesagt, wir wollen eine neue Kirche bauen, ein Haus Gottes, weil die alte zu klein war und wohl auch baufällig. Das war ein großer Entschluß von euch, Gott möge ihn segnen, er, der einst in diesem Gotteshaus wohnen wird, möge den Bau ganz zur Ausführung bringen lassen. Wir hoffen, daß wir in nicht allzuferner Zeit die neue Kirche konsekrieren können.

Wir sagen nicht, der Mensch lebt vom Brote allein. Er soll ewig selig werden und dazu soll ihn die Kirche führen. Das ist der zweite Gedanke. Die Kirche als Pforte des Himmels. Die Pforte des Himmels. Wozu ist denn auf Erden, was haben wir für eine Bedeutung, was haben wir für eine Bestimmung? Das ist die allerwichtigste Frage. Wir antworten: Um selig zu werden. Wir leben nicht ewig. Da drüben neben der Kirche ist der Friedhof. Und der Friedhof sagt uns: es sind schon ganze Generationen über Triesenberg hingegangen, sind verschwunden, sie sind auf dem Friedhof, d. h. wir alle sind sterbliche Menschen. Und was dann? Darauf geben wir die Antwort: Wir wollen selig werden. Dazu ist uns die Kirche die Pforte. Was finden wir denn in der Kirche? Wir finden einmal eine Kanzel. Wozu ist diese da? Was soll hier verkündet werden? Die Wahrheit, die Gott auf diese Welt gebracht hat, das Wort Gottes. Wie wichtig ist die Wahrheit für uns. Von der Kanzel wird uns gesagt, was wir tun sollen um selig zu werden. Die Kirche gibt uns auch Antwort auf die Frage: Woher kommen wir. Sie sagt, Gott hat uns erschaffen. Was haben wir zu tun, Gottes Gebote zu halten?

Warum hast du kein Vertrauen?

Roman von Lucie Reinhard.
(Nachdruck verboten.)

„Schöne Tiere, Herr Graf, famos, man hat seine helle Freude daran, wenn man sie sieht. Ganz eble Rasse“, sagte Bruno Krauß, indem sie der Tür des großen Pferdestalles zuschritten.

Für einen Kenner und Pferdeliebhaber mußte es eine Freude sein, diesen schönen, mustergültigen Stall mit den schönen und edlen Tieren zu sehen. Und Hannelore, die sich schon immer sehr für Pferde interessiert hatte, zur Freude ihres Vaters, war ganz begeistert, und ihre Augen glänzten, als sie dies und jenes Pferd freischelte.

Graf Dieter beobachtete sie heimlich und hatte seine helle Freude daran, wie viel Verständnis das junge Mädchen für Pferde besaß.

Sie standen jetzt vor den beiden Boxen, in denen die neuen Fische untergebracht waren, und da geriet Hannelore in helles Entzücken.

Sie hatte nie Furcht vor Tieren gezeigt, dank des Vaters weiser Erziehung, und für Pferde hatte sie eine besondere Vorliebe und viel Verständnis. Sie kamen ihr von jeher zutraulich entgegen, wenn sie früher mit ihrem Vater im Lattersaal oder auf freiem Gelände ritt und sich

nach und nach eine größere Gesellschaft zusammenfand, oder wenn sie auf dem Gut eines Bekannten oder Verwandten eingeladen waren und die Koppeln besuchten.

So trat sie auch jetzt wie selbstverständlich dicht zu den Fischen heran und strich lieblos über ihr glänzendes Fell. Die Tiere wieherten und scharrten mit den Vorderfüßen, während sie aus klugen Augen blickten.

„Vorwärts, Fräulein Trachau“, warnte Bruno Krauß, „die Tiere sind noch scheu und fühlen sich fremd im neuen Stall. Den Jochen wollten sie auch beißen, als er ihnen das Futter in die Krippe schüttete.“

Hannelore aber lachte. „Mich beißt kein Pferd.“ sagte sie bestimmt. „Als mein Vater noch lebte, besaß ich selbst einen Rotfuchs, den ich täglich ritt und...“ Sie brach ab und wurde rot.

Nun hatte sie sich verraten, und sie wollte doch in Gegenwart des Grafen Dieter nie von sich sprechen. Wie peinlich ihr das war!

In ihrer Verlegenheit ging sie weiter bis zu einer Box, in der ein feuriger Rappenhengst stand, der wild an seiner Kette riß und mit den Hufen scharrte, gegen die Holzwände schlug und ab und zu laut wieherte.

Ohne Furcht trat sie heran und legte ihre Hand auf seine weichen Hüften, während sie

mit der Rechten seine glänzende Mähne entlangstrich.

Graf Dieter war der schlanken Gestalt mit den Augen gefolgt, in denen ein verzehrendes Feuer glühte. Jetzt zuckte er erschreckt zusammen und rief:

„Achtung, Fräulein Trachau, das ist ja der wilde Satan, der jeden Fremden beißt und schlägt. Treten Sie schnell fort, sonst geschieht ein Unglück.“

Aber Hannelore, die früher mit noch ganz anderen wilden Pferden fertig geworden war, lachte sorglos, und der wilde Satan, des Grafen Lieblingspferd, wieherte freudig auf und rieb seinen schwarzen Kopf mit den großen Augen an ihrer Schulter.

„Sie verstehen wirklich, mit den Tieren umzugehen“, sagte Bruno Krauß bewundernd. „Bis jetzt durfte niemand den Rappen berühren, so wie Sie es jetzt tun.“

„Pferde sind klug und wissen genau, wie es die Menschen meinen“, entgegnete Hannelore. „Aber dieses Pferd ist doch von allen das allerhöchste. Das möchte ich schon mal reiten.“ setzte sie gedankenvoll hinzu, ohne zu bedenken, daß die beiden Herren es hören konnten.

„Das wäre die rechte Frau für mich“, dachte Bruno Krauß begeistert. Doch diese Begeisterung wurde sofort gedämpft bei dem Gedanken:

„Wenn ich nur erst wüßte, was es mit dem Rind für eine Bewandnis hat, das sie auf der Eisenbahnfahrt so treulich bemutterte, und das ihr so ähnlich sah.“

Baroness Gifela hatte sich schon den ganzen Vormittag über sträflich gelangweilt. Am Morgen hatte sie die Zeit verfließen lassen, trotzdem sie sich am Abend vorher fest vorgenommen hatte, früh aufzustehen, um Dieter auf seinem Ritt durch das Gutsgehänge zu begleiten, da ein Interesse ihrerseits ihm gefallen mußte. Sie wollte jetzt mit allen Mitteln versuchen, ihn zu gewinnen und Gräfin Hochberg zu werden. Ihre jetzige Position behagte ihr ganz und gar nicht, dazu kam noch, daß ihre Mutter ihr zu jeder Tageszeit Vorwürfe machte, daß sie es nicht verstände, energisch ihr Ziel zu erreichen, sondern sich noch den fetten Bissen durch eine unscheinbare, einfache Gesellschaftin wegschnappen lassen würde.

Sorn glühte im Herzen der Baroness Gifela, Sorn auf Hannelore, auf die Mutter, auf Graf Dieter, auf die ganze Welt. Ihre Zofe ging schon seit Tagen mit rotgeweineten Augen umher und klagte in der Geheimstube, daß sie wie ein Stück Vieh behandelt werde und es nicht mehr lange aushielte.

Auf Hannelores Haupt konzentrierte sich aber Gifelas Wut ganz besonders. Sie, nur sie allein